Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 41 (1961-1962)
Heft: 12

Artikel: Erinnerungen an Stefan Zweig : zu seinem 20. Todestag
Autor: Faesi, Robert
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-161284

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Erinnerungen an Stefan Zweig

ZU SEINEM 20. TODESTAG

ROBERT FAESI

Im Herbst 1917 lernte ich in Zürich Stefan Zweig und Friderike kennen, letztere noch als geschiedene Frau von Winternitz, die auf die rechtliche Möglichkeit, sich nach damaligem österreichischem Gesetz wiederzuverheiraten, noch warten mußte.

Es war ein für den Dichter wie auch für Zürich ungewöhnlicher Zeitpunkt. Dank der friedlichen Einbettung der Schweiz inmitten der kämpfenden Staaten sei Zürich über Nacht die wichtigste Stadt Europas geworden, nämlich als Treffpunkt aller geistigen Bewegungen, und freilich, so fügt Zweig dieser etwas gewagten Behauptung sogleich bei, auch aller denkbaren Geschäftemacher, Spekulanten, Spione, Propagandisten, die von der einheimischen Bevölkerung mit sehr berechtigtem Mißtrauen betrachtet worden seien. Doch nicht minder betrachteten die Vertreter der geistigen Bewegungen einander mit Mißtrauen. Sie waren überwiegend Leute der Feder, Dichter sogar. Was sie einte, das waren Schlagworte wie Pazifismus und Völkerverbrüderung, aber darunter verstanden sie höchst Gegensätzliches, friedliche Vermittlung oder radikale Revolution, Demokratie oder Kommunismus. Die Ultras von damals, vordergründlich durch laute Aktivisten und Agitatoren wie etwa das Ehepaar Rubiner vertreten, die sich in Kaffeehäusern herumtrieben, hintergründlich durch den lautlosen, aber so viel gefährlicheren Schicksalsmann Lenin, waren eines ganz andern Geistes Kinder als Stefan Zweig oder etwa Fritz von Unruh. Es zeigte sich bald eine unvermeidliche Trennung in zwei oft feindselige Lager.

Gerade gegen Zweig richtete sich die Gereiztheit und das Ressentiment der Extremisten. Den Kryptokommunisten mußte er durch seine Herkunft aus großbürgerlichen Kapitalistenkreisen ein Dorn im Auge sein, und als arrivierter Autor drohte er den andern den Wind aus den Segeln zu nehmen. Der Spott bemächtigte sich seines Namens: Erwerbszweig! Daß arme Schlucker, die sich in Zürich durchfristeten, ihm seine Einkünfte mißgönnten — besonders wenn er nicht ihnen selber, sondern anderen beisprang — ist verständlich. Aber der Neid war ungerecht, denn er half nicht aus Berechnung, sondern aus Generosität und, mag sein, aus dem Bedürfnis, geliebt zu werden.

Als Österreicher hatte er es auch leichter als die Reichsdeutschen. Er war nicht als Flüchtling, Emigrant, gar als Refraktär hergekommen. Daß das Stadttheater Zürich seinen «Jeremias» zur Uraufführung erworben hatte, verschaffte ihm den Urlaub vom Kriegsarchiv (wo übrigens kurze Zeit auch Rilke neben ihm tätig war). Die selber schon insgeheim kriegsüberdrüssigen Amtsstellen scheinen ihm nicht ungern den Segen auf die Reise gegeben zu haben. Ich war Zeuge des unbestrittenen Beifalls, den das Drama bei der Uraufführung am 27. Februar 1918 davontrug. Übrigens entzog es sich einer greifbaren Angriffsfläche, indem es unter biblischem Gewand seine Aktualität verbarg: nämlich den Konflikt zwischen Macht und Geist, die tragische Vergeblichkeit des prophetischen Warners und die seelische Superiorität des Besiegten. Dieser Jeremias ist ein Held nach Stefan Zweigs Herzen.

Wenn einer unter den Mitlebenden, war Rolland Zweigs Gesinnungsgenosse — nicht nur als Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland —, er wurde zu seinem moralischen Vorbild, seinem Helden. Furchtlos und unerschütterlich sah er ihn überm, nein: *im* Kampfgewühl auf seinem Standpunkt beharren «wie ein Denkmal in lebendiger Gestalt für den echten Heroismus, den geistigen, den moralischen». Seiner eigenen Natur, so bekennt Zweig freimütig, liege das Heldische nicht. Seine natürliche Haltung in gefährlichen Situationen sei die ausweichende gewesen, und manchmal habe er den Anwurf der Unentschiedenheit mit Recht auf sich nehmen müssen, den man seinem verehrten Meister, Erasmus von Rotterdam, so häufig gemacht habe, dessen Biographie er sein persönlichstes, privatestes Werk nennt. Er hätte sich nicht so herabzusetzen gebraucht. Und gerade in der Schweiz hat er durch sein Bekenntnis und seinen Einsatz als Pazifist seiner im Grund weichen Natur einen herzhaften moralischen Aufschwung gegeben. War er je ein Kämpfer, so einer für den Frieden.

In der Verbindung und freundschaftlichen Korrespondenz Zweigs mit Romain Rolland, der damals am Roten Kreuz in Bern arbeitete — Zweig nannte es «das Herz Europas» —, kristallisierte sich der Plan, «die wichtigsten geistigen Persönlichkeiten aller Nationen zu einer gemeinsamen Konferenz in der Schweiz einzuladen, um zu einer einheitlicheren und würdigeren Haltung zu gelangen und vielleicht sogar einen solidarischen Appell im Sinne der Verständigung an die Welt zu richten».

1920 versuchte Stefan Zweig, diesem Bedürfnis nach «geistiger Bruderschaft» einen neuen Impuls zu geben. Ich sollte dabei mittun. «Wir wollen uns nämlich im zweiten Teil September, die besten der jungen Franzosen, Rolland, Barbusse, ein paar Engländer und Italiener in Norditalien treffen, nicht zu irgendeinem formalen Kongreß, sondern zu einem freundschaftlichen Beisammensein, in dem allerdings ein öffentlicher Kongreß für ein Jahr später erwogen werden soll. Von den Schweizern sind vor allem Sie geladen, und wir möchten Sie herzlich bitten, wenn die Sache zustande kommt, auch an den

Lago Maggiore, oder wo immer wir uns treffen, zu kommen. Ich wiederhole Ihnen, daß dieses Beisammensein ein gänzlich unpolitisches und nicht kongreßhaftes ist, überdies auch nicht in Zeitungen angekündigt wird: wir sollen einfach nur wieder einmal europäisch beisammen sein und erwägen, wie wir die geistige Bindung von einst wiederherstellen könnten.»

Diesen kosmopolitischen Idealismus hatte Zweig schon in Zürich auf seine Fahne geschrieben und zu fördern versucht. Vor allem lag ihm an einem Brückenschlag zwischen Deutschland und Frankreich. So erinnere ich mich an einen gemeinsamen Vortragsabend von Zweig und Pierre Jouve und die nächtliche Nachfeier im Hotel zum Schwert, an der inmitten einer wunderlich zusammengewürfelten Intelligentia — Frans Masereel, Tilla Durieux und ihr Gatte, der Verleger Cassierer, waren darunter — der österreichische Generalkonsul es immerhin wagen durfte, auch dem Franzosen Jouve glückwünschend die Hand zu drücken.

Nie mehr, schreibt Zweig, sei ihm ein vielfarbigeres und leidenschaftlicheres Gemenge von Meinungen und Menschen in so konzentrierter und gleichsam dampfender Form begegnet als in diesen Zürcher Tagen oder vielmehr Nächten. Man habe geistig den Krieg hier eigentlich intensiver miterlebt als in der kriegführenden Heimat.

Um sich den endlosen, aufregenden, aber sterilen politischen Diskussionen zu entziehen und von unerwünschten Bekanntschaften zu distanzieren, übersiedelten Zweig und seine Freundin ins «Nidelbad», wie bei uns der hochgelegene Gasthof Bellevue in Rüschlikon hieß. In der dortigen Stille (in der übrigens später Thornton Wilder seine «Kleine Stadt» schuf) verfaßte Zweig ein durch zürcherische Richard-Wagner-Reminiszenzen angeregtes Kammerspiel «Legende eines Lebens», zu dessen Vorlesung er einige Freunde einlud.

Seeüber entstand, schriftlich und mündlich, bisweilen auch in meinem Ruderboot, ein reger Verkehr zwischen uns. Unter den Schweizern — er kannte deren nur wenige, so die Kritiker Eduard Korrodi, S. D. Steinberg, Carl Seelig und den Tolstoianer Pfarrer Ragaz — stand ich ihm wohl am nächsten. Und jedenfalls gehörten wir näher zueinander als er oder gar ich zu den Revolutionären.

Er war durch Veranlagung und Überzeugung ein toleranter Liberaler, der auf demokratischer Basis die individuelle Freiheit hochhielt. Als gutem Europäer (in Nietzsches Bedeutung des Wortes) galt sein ganzer Einsatz der Annäherung der entzweiten Nationen und ihrer gegenseitigen Befruchtung und Bereicherung; er ist denn ja auch zu einem weithin wirkenden Exponenten eines solchen Internationalismus geworden. Dieser Weltbürger war Vermittler auch in dem Sinne, daß er ohne Bruch die kulturelle Überlieferung den neuen Gegebenheiten anpassen und weiterführen wollte.

Es war folgerichtig, daß er die Schweiz von je und immer mehr liebte. Ihre «Idee des Beisammenseins der Nationen im selben Raume ohne Feindseligkeit,

diese weiseste Maxime, durch wechselseitige Achtung und eine ehrlich durchlebte Demokratie sprachliche und volkliche Unterschiede zur Brüderlichkeit zu erheben — welch ein Beispiel dies für unser ganzes verwirrtes Europa».

Solche Einstellungen muteten mich sehr verwandt an. Auch empfanden wir uns als fast Gleichaltrige. Unser vielfaches Zusammentreffen, so schrieb er mir noch fast zwei Jahrzehnte später, «möge kein Zufall sein, sondern den Sinn entfalten, daß wir nun noch mehr, noch öfter und inniger verbunden sein sollen. Wir gehören einer Generation an und das heißt nicht Nebeneinanderleben, sondern Miteinanderleben, an gleichem Bau aus gleichen Gegebenheiten beteiligt sein».

Wie sehr Stefan Zweig mein Altersgenosse war, bestätigten mir nachträglich seine «Lebenserinnerungen eines Europäers»: «Die Welt von gestern». Ähnliche Jugendeindrücke, gleiche Kulturzentren, Kunstwerke, Geister wirkten bestimmend wie auf ihn so auf mich. Doch war er mir nicht nur um ein paar Jahre voraus, weil durch die Großstadt früher entwickelt, verwöhnt durch Wiens weiches, üppiges Kulturklima und bald schon durch einen beispiellosen, nie aussetzenden Erfolg. Als Provinzler schweizerischen, also langsameren Geblütes bestaunte ich sein Tempo, seinen elastischen Elan, seine weltmännische Gewandtheit und Versabilität.

Er stand sozusagen im Zeichen des Hermes, was ihn, wie keinen sonst, im deutschen Sprachgebiet zum geistigen Sendboten, Versöhner, Verknüpfer, Mittler prädestinierte. Daß er diese Funktionen nicht auf oberflächliche Art ausübte, sondern vorbildlich und wohltätig, verdankte er gewiß auch der Witterung für das, was in der Luft lag und an der Zeit war, aber vor allem seiner genialen Empfänglichkeit, dem durchdringenden Verständnis für Qualität und Rang, und einer echten, enthusiastischen Verehrung künstlerischer und menschlicher Größe.

Erstaunliche Leichtigkeit war die Voraussetzung seiner flüssigen, ununterbrochen strömenden Produktivität, die sich in die verschiedensten Gattungen und Formen ergoß. Seine eigentlichste Meisterleistung bleiben wohl — neben einigen Novellen und den «Sternstunden» — die Biographien, eine ganze Portraitgalerie im Großformat von historischen Gestalten, vor allem gegenwartsnaher Meister des Wortes. Hier verbindet sich organisch und glücklich Gundolfs und der Georgianer Zug zur monumentalisierenden Synthese mit der analytischen Schärfe der modernen Psychologie, selbst Freudscher Schule. Geistige Größe und menschliche Bedingtheit kommen in dieser ausgleichenden Auffassung gleichermaßen zum Recht. Diese Bildnisse mögen bisweilen zu farbig, zu schwelgerisch mit Worten ausgemalt sein; seine Darstellungskunst, auch die erzählerische in den Novellen, neigt weniger zur ruhigen Betrachtung als zur dramatischen Beredsamkeit.

Ungewöhnliche Sprachgewandtheit prädestinierte ihn auch zum Übersetzer von Vers und Prosa, und diesen Dienst an verehrten Meistern, vor allem Ro-

main Rolland und Emile Verhaeren, vergalt ihm das Schicksal dadurch, daß er selbst in jener Zeitspanne zum meistübersetzten Autor der Welt wurde.

Das Bedürfnis und die Gewandtheit des Sprechens verließ ihn auch im persönlichen Verkehr nicht. Einfallsreich stellte er sich in den Dienst wechselnder, immer neuer Aufgaben. Er war angeregt und anregend, literarisch und menschlich betriebsam, aber nie im abschätzigen Sinn dieses Wortes. Er gestand mir, jeden Morgen mit Ungeduld die Post zu erwarten und enttäuscht zu sein, wenn sie mager ausfiel — wo man doch hätte denken können, er atme dann auf! Immerhin finde ich in seinen Briefen auch gegensätzliche Äußerungen, und je länger, um so mehr. Er stand im Konflikt von einander widersprechenden Bedürfnissen, dem nach Sammlung in der Stille und dem nach Kontaktreichtum. Das Netz menschlicher Beziehungen wob er aber, wenn sie ihm auch selber mit zugute kamen, nicht in egoistischer Absicht.

Wenn er von mir je etwas wollte, so für einen Dritten: zum Beispiel sollte ich mich für eine Uraufführung von Romain Rollands Drama «Die Zeit wird kommen» in Zürich einsetzen. Zu gegenseitigem Vorteil sollte seine Vermittlung persönlicher Bekanntschaften dienen; so führte er im Laufe der Zeit manche seiner Landsleute ein: den Komponisten Petyrek, den Maler Faistauer, die Schriftsteller Erwin Rieger und Fritz Brügel, die Schauspielerin Frieda Richard und den vieldeutigen Graphiker, Astrologen, Okkultisten Anton Reichel, den nachmaligen Titelhelden meiner Komödie «Der Magier».

Kaum einer meiner Freude hat sich aus eigener Initiative so uneigennützig und nachhaltig für mich eingesetzt wie er. Mit Anregungen: zum Beispiel meine Essays über Schweizer Literatur auszubauen und zu sammeln oder eine meiner Novellen zu dramatisieren oder mein Lustspiel «Die Fassade» leichter zu schürzen. Mit Empfehlungen: an seine Wiener Freunde, an den Insel-Verlag und vor allem an die Leitung der Salzburger Festspiele. Aber da hatte sich «Jedermann» so fest eingewurzelt, daß niemand daneben Fuß fassen konnte und selbst Zweigs Intervention im Sande verlief. Mein «Opferspiel» war es, um das er sich dort und auch nachher noch hartnäckig bemühte. Als er selber in der Nazizeit als Librettist von Richard Strauß ausscheiden mußte und dieser nach Operntexten Ausschau hielt, legte er ihm die Vertonung meines Weihespiels ans Herz. Der Komponist schrieb ihm zwar für mich sehr schmeichelhaft über dessen dichterischen Qualitäten zurück, hielt es aber — meine eigenen heimlichen Befürchtungen bestätigend — für unkomponierbar, die Musik könne sich neben dem Text nicht mehr entwickeln.

Auf jedes meiner Bücher ging Zweig mündlich oder schriftlich ein, aufmunternd zumeist. Eindeutig abgeraten hat er mir dagegen davon, eine Professur anzunehmen; sie werde den Dichter auffressen. Er hielt dann aber dem Fait accompli gegenüber mit Glückwünschen nicht zurück und nahm sich vor, während meines Kollegs nach langem wieder einmal still in der Ecke die Schulbank zu drücken.

Daß Zweig nichts weniger als ein Forderer, vielmehr ein Förderer war, das habe ich wiederholt und dankbar an mir selber erfahren. Im Inselverlag gab er in der psychologisch günstigsten Zeitspanne gleich nach dem Krieg, sozusagen demonstrativ als Symbol einer Wiederherstellung der internationalen Zusammengehörigkeit, die Bibliotheca Mundi heraus, darin jedes Volk mit einem kennzeichnenden Werk vertreten sein sollte. Für die Schweiz hatte er eine Anthologia Helvetica vorgesehen und mich als ihren Betreuer. Ein Jahrtausend von Notkers lateinischen Hymnen bis zu den Gedichtformen der Gegenwart, Zeugnis der schweizerischen Vielsprachigkeit, so daß ich nicht nur die Ernte unserer Volksdichtung in Schriftsprache und Mundart, sondern die der Lyrik in französischer, italienischer, selbst rätoromanischer Zunge einzubringen hatte. Es war eine reizvolle Aufgabe, von Zweig mit aufmunterndem Anteil verfolgt und von der «Insel», statt mit der entwerteten Mark-Währung, mit einer Riesenkiste ihrer Verlagswerke honoriert — so daß ich auf lange hinaus der geistigen Ausbeute meiner Bibliothek vieles schuldig blieb.

Im Zusammenhang mit dem damaligen Kulturaustausch über die Grenze war ich zu Vorlesungen und Vorträgen nach Wien eingeladen. Niemand hätte mir besser als er den Zugang zu seiner Vaterstadt, die ich damals noch nicht kannte, zu öffnen vermocht. Er legte sich sogleich mit Empfehlungen an seine Freunde ins Zeug, erwog, mich dorthin zu begleiten, und als wirkungsvollste Förderung erwies sich eine warme Besprechung in der «Neuen Freien Presse» über meine Zeitgedichte eines Schweizers «Aus der Brandung», deren seelische Einstellung seiner eigenen ganz entsprach und ihm für die Schweiz repräsentativ erschien.

Der Empfang in Wien verlief jedem Wunsch gemäß, nur war es wider das Programm, daß sein Nachspiel sich über Wochen erstreckte. Ich lag nämlich mit leichter Lungenentzündung an der berüchtigten Grippeepidemie im Hotel Bristol darnieder. Wenn in der Erinnerung das Schöne trotzdem weit überwog, so war es wegen der sorgsamen Pflege und der treulichen Besuche, aus denen sich lebenslängliche Freundschaften entwickelten.

Ich hätte mir, so schrieb mir Zweig, wirklich die sensationellsten Tage der Weltgeschichte für meine Vorträge ausgewählt. Nämlich jene im Herbst 1918, als das österreichische Kaiserreich lautlos, aber endgültig in sich zusammenfiel. Als Fernbeben löste die Katastrophe des Kriegsendes in der Schweiz den bedrohlichen Generalstreik aus, gerade am Tag meiner Ankunft nach viertägiger Rückreise.

Als ich 1933, besorgt um unsere nationale geistige Sammlung und Widerstandskraft, mit einem ausführlichen «Plan einer Schweizerischen Akademie» an die Öffentlichkeit trat, machte er naheliegende Einwände gegen solche Institute geltend und knüpfte folgenden für ihn höchst bezeichnenden Gedankengang daran:

«Ich frage mich oft in mich hinein, ob die Betonung des Staatsgedankens und das ungeheure Primat, das ihm heute zuerkannt wird, nicht jener höheren Staatsidee gefährlich wird, die mir nach wie vor und heute mehr als jemals die allernotwendigste erscheint, nämlich des europäischen Staates, eines vereinigten Europas, das uns allein vor dem völligen Untergang retten kann. Ich träume nach wie vor von einer Welt-Schweiz und halte alles andere für Zeitkrisen, denen man innerlich und äußerlich begegnen muß, aber die doch alle die endgültige Entscheidung nur hinausschieben.

Für uns Geistige wäre freilich das Entstehen einer schweizerischen Akademie noch wünschenswerter als für die Schweizer, weil die nationale Auffassung, wie sie sich dort bekundet, nur eine bewahrende und niemals eine aggressive ist und damit für alle andern vorbildlich wirken könnte. Liegt sie überdies noch in so sichern und wissenden Händen wie den Ihren, so kann ich ihr Entstehen nur mit herzlicher Zustimmung begrüßen und Ihnen selbst wird, eine solche Aufgabe zweifellos eine erhöhte Warte für Ihre Persönlichkeitserfüllung gewähren. Also alles Gute und volles Gelingen!

Wie ich zu den deutschen Dingen stehe, mögen Sie sich denken. Es ist natürlich nicht das private Schicksal, das mich abseits stellt, sondern hier ist ein Entscheidendes berührt, ob der Staat oder vielmehr die Partei über dem Recht stehen soll oder das Recht als das Unantastbare und Unbeeinflußbare über dem Staate — für mich ist das Recht die unlösbare Achse moralischen Weltbaus, und kein äußerer Erfolg, kein politischer und militärischer, scheint mir da Ersatz bieten zu können für diesen innern Verlust.»

Bereits im März 1919 hatten Zweigs Zürich verlassen und ihren neuen Wohnsitz in Salzburg bezogen, wo wir sie auf ihre immer dringender erneuerte Einladung hin endlich besuchten und in glücklichem Ehestand fanden. In dem romantisch-idyllischen und damals noch verträumt gelegenen Jagdschlößlein aus dem 17. Jahrhundert am aussichtsreichen Kapuzinerberg paßte alles harmonisch und stilvoll zusammen, höchstens mit Ausnahme des Schloßherrn selbst, der, wie wir mit heimlichem Lächeln feststellten, in kurzer Lederhose und mit nackten Knien sich präsentierte — was ja immerhin für seine Zugehörigkeit zum wiedergefundenen heimatlichen Österreich zeugte.

Von den zwei dort verlebten Jahrzehnten war mindestens das erste seine glücklichste Lebenszeit. Allmählich aber übertrug sich die äußere Unruhe, die die Salzburger Festspiele mit sich brachten, auf sein Inneres. Und in einem seiner Briefe von 1929 seufzt er, ich irre mich, wenn ich glaube, daß er noch ein freier Mensch sei; er habe eine Korrespondenz, die ihn erdrücke, und das, was ich Erfolg nenne und vielleicht von ferne als rosig wie ein Alpenglühen ansehe, sei von der Nähe betrachtet eine Unerträglichkeit, es zerstöre jede Konzentration und nehme dem Leben sein Kostbarstes: das Private und die Freiheit. Man werde (er sehe es auch an Thomas Mann und manchen andern) gewissermaßen der «Beamte seines literarischen Ruhms».

Es entsprach seiner ungeduldigen und nervösen Natur, daß er es auf die Länge weder in der Einsamkeit noch im Menschengetriebe aushielt. So sehnte er sich, als Salzburg noch still war, schon bald aus dessen Isolierung fort, um wieder einmal europäische Luft zu atmen. Auf solchen Abstechern und Reisen habe ich ihn denn auch mehrmals flüchtig als Gast im eigenen Hause empfan-

gen. Aber dann trieb es ihn aus der zerstreuenden Fülle von Eindrücken wieder in den Zustand der produktiven Sammlung zurück.

Als neue Störung brach die bedrohliche Entwicklung des Nationalsozialismus über ihn herein. Eine als Kränkung tief empfundene Hausdruchsuchung auf Waffen und vollends die Bücherverbrennung 1933, der auch seine Werke zum Opfer fielen, verleideten ihm Heimat und Heim. Den Ausschlag zum Wegzug gab aber wohl die Krise seiner Ehe, von der wir allerdings lange nichts erfuhren.

Nachdem er sich zur freiwilligen Auswanderung und zur Scheidung entschlossen hatte, verlor ich den Freund aus den Augen. Unser Briefwechsel, der schon zu einem ansehnlichen Bündel sich ausgewachsen hatte, wurde sporadisch und drohte zu versiegen. Ein letzter, eingehender und intimer Brief vom 22. Oktober 1939 stammte aus Bath in England. Er mahnte darin, diese neue Adresse als ständige mir zu notieren; er habe noch einmal geheiratet und versuche weiterzuarbeiten, geplant sei ein großes zweibändiges und hoffentlich definitives Werk über Balzac. Aber bald schon folgte ein Postkartengruß aus der Mormonenstadt Salt Lake City von einer triumphalen Vortragstour durch Amerika, und schließlich sah ich mich auf die Zeitungsmeldung angewiesen, daß er in Brasilien, seinem neuen Wohnsitz, mit offenen Armen aufgenommen und mit Ehrungen überhäuft worden sei.

Um so heftiger war der Schock, den überall, und auch bei uns, die Hiobspost auslöste, Stefan Zweig sei dort am 22. Februar 1942 zusammen mit seiner jungen Frau freiwillig aus dem Leben geschieden. Welch bestürzendes Paradoxon! Von keinem der vielen ausgewanderten Autoren hätte man einen solch verzweifelten Schritt weniger erwartet als von ihm, der — aus der Ferne gesehen — im schönsten Himmelsstrich mit seiner jungen Gattin eine neue Existenz aufzubauen schien und von neuen internationalen Erfolgen verwöhnt wurde.

Aber, so sagte ich mir schon bald, gerade das Verwöhntsein mochte Zweigs im Grund zarte Natur anfällig gemacht haben. Als gefährliche Beigabe brachte er nach Übersee die Ansprüche der «Welt von gestern» mit. Nicht materielle Ansprüche zwar, die hätte er ja als Weltberühmtheit leicht befriedigen können, wäre nicht überhaupt sein Auftreten und Lebensstil von jeher schlicht und einfach gewesen. Es ehrt ihn, daß es nur Ansprüche höherer Art waren, solche an das ihm gewohnte, offenbar unentbehrlich gewordene weichere Klima der österreichischen und europäischen Kulturwelt und die ihm unentbehrliche Elite von erlesenen Freunden. Man soll nur Umgang mit den Besten haben, liebte er Goethe zu zitieren.

Wer viel besitzt, dem droht auch mehr Verlust als andern. Er fühlte sich, so erfuhr man durch die Biographie Friderike Zweigs und eigne letzte Berichte von ihm, ausgestoßen, exiliert und traute sich nicht mehr zu, in der fremden Umwelt Wurzeln zu schlagen; die tieferen Bindekräfte wollten sich nicht ein-

stellen. Die Heimat aber schien ihm dauernd verloren, und unwiderbringlich verloren war ihm auch seine eigentliche Lebensgefährtin Friderike, die dem Getriebenen als sein guter Geist Geborgenheit und Wärme gegeben hatte.

Die zweite Gattin aber, eine jugendlich unerfahrene, unselbständige, zudem kränkelnde und fragile Natur hatte sich unverkennbar mehr als ein Gewicht denn als Stütze erwiesen. Am fatalsten war, daß ihre depressive Anlage mit der seinen zusammenwirkte. Das gab wohl den Ausschlag.

Er nahm die äußeren Umstände so schwer, weil sein Inneres ihnen keine genügende Tragkraft entgegensetzte. Seine Anpassungsfähigkeit täuschte über seine Widerstandskraft, sein geselliges Angeregtsein darüber, daß er sich wohl zu sehr ausgab. Der Schwung und Eifer, die liebenswürdige Einsatzbereitschaft war durchaus echt und ihm angeboren, aber die Reaktion auf äußere Reize rächte sich nachträglich durch Überreiztheit und Erschöpfung, seine enthusiastische Aufnahmebereitschaft überstieg sein Durchhaltevermögen.

Er hatte für seine Sensibilität einen hohen Preis zu entrichten, die Kehrseite ihrer Vorzüge war eine von außen wohl selten wahrnehmbare Überempfindlichkeit, Verletzlichkeit, Hast, Ängstlichkeit, kurz seine Nervosität. Meinerseits hatte ich im Umgang mit ihm — so ungetrübt er blieb — einen Umschlag seiner Stimmung, den plötzlichen Schatten einer Verdüsterung bisweilen unbestimmt herausgespürt. Schon in Zürich schwankte sein Befinden zwischen hochgemutem Schwung und Ermattungen, die er aber dem Klima zuschrieb, das wohl auf die Schaffenden — auch die einheimischen Autoren — hemmend wirke.

Auch die Briefe zeugten von diesem Wechsel: dieselbe Situation löste bald eine optimistische, bald eine pessimistische Beurteilung aus. Daß er sich bei mir im Jahre 1933 über einen «Tiefstand der Nerven» beklagte, ist zwar begreiflich, aber fortan suchte ihn dieser immer häufiger heim, und ein bedrohliches Symptom für die Überhandnahme seiner Depressionen war der Vorschlag an die von ihm schon getrennte Frau Friderike, mit ihm gemeinsam aus dem Leben zu scheiden. Als die Reserve verbraucht und die Widerstandskraft gebrochen war, überließ er sich der depressiven Entmutigung und Beängstigung, und religiöse Bedenken scheinen ihn nicht vom letzten Schritt zurückgehalten zu haben. Er hatte mit tieferer Leidensfähigkeit leben müssen, als es nach außen den Anschein hatte, und folgte zuletzt dem unwiderstehlichen Hang nach Ruhe und Frieden.

Friedfertigkeit war ein Grundzug seiner Natur. Aber wie bemüht er war, diese zu vertiefen und zu veredeln, davon zeuge jener letzte Brief an mich. Und alles spricht dafür, daß er sich bis zum bittern Lebensende diese milde, echt humane Haltung bewahrte:

«Möge Ihnen Vollendung in innerem Frieden gegeben sein — es gibt voraussichtlich auf Jahre keinen andern als diesen inneren Frieden, den wir uns mit allen Mächten der Seele erkämpfen müssen, allen Dämonen der äußeren

Unrast zum Trotz... Wie schön wäre es, wieder einmal mit Ihnen über die friedlichen Weingärten hinab auf den See zu blicken, still über Vergangenes zu sprechen — wir haben viel durchlebt und hoffentlich mit Gewinn. Ich rechne mir nur eines zur Ehre: daß ich mich gegen Haß und Erbitterung gewaltsam zur Wehr setzte, daß kein bitteres Wort, keine «Gekränktheit» jemals von mir öffentlich vermerkt werden konnte und ich nicht ohne Erfolg versuchte, nichts von dem in mir aufkommen zu lassen, was ich bei meinen Widersachern verabscheute. Es war manchmal nicht leicht. Aber ich hoffe meine Freunde nicht enttäuscht zu haben, und was mir an Schwierigem zugedacht war, habe ich allein bewältigt und hoffentlich in Gestaltung sublimiert. Ich werde auch jetzt jene Zurückhaltung weiter üben solange es angeht — ich glaube, nur das Positive ist fruchtbar, und an ihm wollen wir uns versuchen und, wollen es die Götter, auch bewähren.»

Josef Hofmillers Dienst an der Dichtung

JOHANNES PFEIFFER

In dreifacher Richtung kann uns Hofmiller heute zum Helfer werden: Er kann uns helfen, eine selbstzwecklich-wuchernde Interpretationskunst durch eine Betrachtungsart zu überwinden, die der Dichtung durch sparsame Hinweise dient; er kann uns helfen, einen abstrakt-schematisierenden Jargon durch eine Ausdrucksweise von konkreter Treffsicherheit und anschaulicher Unmittelbarkeit zu überwinden; und er kann uns helfen, die relativistische Indifferenz zu überwinden durch die exemplarische Subjektivität dessen, der als er selber sieht und urteilt und eben damit die grundsätzlich nicht ohne Rest objektivierbare Sachnähe erreicht, die der Kunst einzig entspricht.

Betrachtungsart und Darstellungsform

Was Hofmiller bei Gelegenheit von Goethe über das Wesen des Essays sagt, kennzeichnet seine eigene Betrachtungsart und Darstellungsform: «Zu einem richtigen Essay müssen zwei Dinge zusammenkommen: ein interessanter Gegenstand und ein eigenartiger Kopf.» Und weiter: Weil der Essay «keine wis-